
FILM
SPIEGEL
NR. 1 /58 • V. JAHRGANG • BERLIN •

Das NEUESTE

An den IV. Westdeutschen Kulturfilmtagen in Oberhausen werden 1958 zum ersten Male die chinesische und polnische Filmproduktion ihre Kultur- und Dokumentarfilme in einem abendfüllenden Auswahlprogramm in der Bundesrepublik zeigen. Außer den USA, Frankreich, Italien, Großbritannien, Kanada, der ČSR, Jugoslawien, Belgien und den skandinavischen Ländern wird auch die Sowjetunion Kurzfilme in einem gesonderten Programm zeigen. Neben zehn anderen Kultur-, Dokumentar- und Zeichenfilmen hat die Sowjetunion den Film „Der rote Mond“ über ihren Erdsatelliten Sputnik angemeldet.



„Und abends in die Scala ...“ heißt der neue Caterina-Valente-Film, mit dessen Aufnahmen unter der Regie von Eric Ode bei der CCC in Berlin-Spandau begonnen wurde.

Der Göttinger Kultur- und Lehrfilmproduzent Hans Heinrich Kahl drehte einen Film „Vorstoß ins Weltall“. Es handelt sich um einen wissenschaftlich fundierten Filmbericht über Raketen und Satelliten und ihre Entstehung.

Der Umsatz der bayrischen Filmtheater ist in den letzten Monaten um rund 20 bis 30 Prozent zurückgegangen. Ein Grund ist die zu große Anzahl von Filmtheatern. Da mit dem Bau neuer Filmtheater nicht zugleich die Gesamtzahl der Kinobesucher zunimmt, verteilen sich die Filmtheaterbesucher heute auf mehr Filmtheater, was bei dem einzelnen einen Umsatzrückgang bedeutet.

Harry Piel wird in Kürze in einem Tierfilm „Meine besten Freunde“ wieder vor der Kamera stehen.

Die Monster-Filme „Das indische Grabmal“ und „Der Tiger von Eschnapur“ sollen zu neuem Glanz kommen. Eine internationale Finanzgruppe, bestehend aus Deutschen, Italienern und Franzosen, bemüht sich um die Neuverfilmung.

In Taschkent dreht man gegenwärtig einen Spielfilm mit dem Titel „Die Fischer auf dem Aralsee“. Die Hauptrolle spielen zwei russische Revolutionäre, die nach der Revolution 1905 in die Steppe am Aralsee flohen und so der zaristischen Polizei entkamen. Das Drehbuch schrieb N. Zapakow, Regie führt J. Agsamow.

Eine sowjetische Filmwoche fand kürzlich in Rom statt. Zur Aufführung kamen die



Filme „Der letzte Schuß“ (unser Bild), „Reise mit Hindernissen“, „Don Quichotte“ und „Der Esel der Magdana“.

Die tschechoslowakischen Forschungsreisenden Hanzelka und Zikmund bereiten eine Expedition durch Asien und Australien vor. Bei dieser Gelegenheit werden sie für den „Ceskoslovensky film“ an 185 000 m schwarz-weißen und farbigen Materials drehen.

In diesem Jahr wurden in den tschechoslowakischen Filmateliers 22 Spielfilme gedreht, darunter auch der erste tschechoslowakische Breitwandfilm. 15 Filme schöpften ihre Themen aus dem zeitgenössischen Leben, dieselbe Anzahl wurde nach ursprünglichen Entwürfen gedreht. Drei Filme wurden in Koproduktion mit dem Ausland gedreht, und vier Filme waren für die Jugend bestimmt.

Regisseur Jiri Sequens und Kameramann Rudolf Milič beendeten die Arbeiten zu dem abendfüllenden tschechoslowakischen Dokumentarfilm „Schiffe fahren nach Osten“, den sie während ihrer neunmonatigen Reise auf tschechoslowakischen Überseedampfern durch drei Erdteile gedreht haben.

Im „Alexandru Sahia“-Studio in Rumänien wurde ein Kurzfilm „Erinnerung an eine Künstlerin“ gedreht. (Regie: Savel Stiopul) Dieser Streifen ist der kürzlich verstorbenen Schauspielerin Maria Filotti gewidmet, die zu den hervorragendsten Künstlern der rumänischen Bühne gehörte.

In Jugoslawien wird ein neuer Film im Rahmen einer italienisch-jugoslawischen Gemeinschaftsproduktion unter dem Titel „Das Attentat in Sarajewo“ vorbereitet. Regie führt der Italiener Antonio Pietrangeli. Hauptrollen spielen Martine Carol, Frederic March und Daniel Gélin.

In den Ateliers von Lublan in Jugoslawien begannen die Dreharbeiten für einen farbigen Kinderfilm unter dem Titel „Das Meer“. Der Filmheld ist ein zwölfjähriger Junge, der die Fischerei liebgewinnt.

„Die Erzählung von den Höhlen“ ist der Titel eines Spielfilms, den die Filmgesellschaft der jugoslawischen Armee („Zastava-Film“) unter der Regie von Vicak Raspora in den Tropfsteinhöhlen von Postojn dreht. Der Film behandelt die Kämpfe jugoslawischer Widerstandsgruppen in der Zeit der deutschen Okkupation.

Die slowakischen Filmschaffenden drehen gegenwärtig drei Filme. Es sind dies ein Drama aus dem ersten Weltkrieg „Vierundvierzig“ (Regie: Palo Bielik), ein Film nach dem Roman von J. Kalincak „Das waren Zeiten“ (Regie: Vlado Bahna) und eine Geschichte aus der Gegenwart „Reine Hände“ (Regie: Andrej Lettrich).

André Cayatte will sich in seinem nächsten Film wieder einem historischen Stoff zuwenden. Die Vorlage bildet das Werk „Der seltsame Tod Heinrich IV.“ von Philippe Erlanger, das wesentliche, neue Aufschlüsse über das bewegte Leben und geheimnisumwitterte Ende dieses französischen Herrschers zutage förderte.

„Die Welt im Schrecken“, ein abendfüllender japanischer Film über die biologischen und vererbungsmäßigen Auswirkungen der radioaktiven Strahlung, ist kürzlich in Tokio zum ersten Mal vorgeführt worden.

Harry Belafonte ist von der amerikanischen MGM für einen Film mit dem Titel „Am Ende der Welt“ verpflichtet worden.

Nat King Cole und Eartha Kitt sind die musikalischen Stars des Films „St. Louis Blues“, der unter der Regie von Henry Wilcox in England gedreht wird.

Der italienische Produzent Carlo Ponti will in diesem Jahre in Ungarn Molnars „Olympia“ verfilmen. Hauptdarstellerin: Sophia Loren.

In dem französisch-tschechoslowakischen Koproduktionsfilm „Suzanne“ soll Dany Robin die Hauptrolle spielen.



Unser verehrter Präsident Wilhelm Pieck beging am 3. Januar seinen 82. Geburtstag. Sein ganzes Leben hat er in den Dienst des Sozialismus gestellt, und er ist sein ganzes Leben lang für ihn entschlossen und unbeirrt eingetreten. So wurde er der erste Präsident im Arbeiter-und-Bauern-Staat Deutschlands. Wenn heute unser Leben reich und bewußt geworden ist, wenn unser Land, die Fabriken, die Bauernhöfe und auch alle Bereiche der Wissenschaft und Kunst mehr und mehr zur Blüte gelangen - er stand an der Spitze derer, die dies erkämpften. Wir lieben ihn und wünschen ihm, daß er noch lange an unseren glückvollen Tagen teilhat.

Herausgeber: Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin N 4, Oranienburger Straße 67, Fernruf: 42 53 71

Redaktion:
Paul Thyrêt, Chefredakteur und verantwortlich für den Inhalt
Joachim Reichow
Julia Dreßler
Gustav Salffner

Redaktionsbeirat:
Dr. Karl-Georg Egel
Horst Knietzsch
Wenzel Renner
Max Schneider
Karl-Eduard von Schnitzler, Nationalpreisträger
Siegfried Silbermann

Graphische Gestaltung:
Alfred Will
Erich Wolfgramm

Druck: Berliner Druckerei, Berlin C 2

Veröffentlicht unter der Lizenznummer 714 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik.

Preis des Einzelheftes 0,30 DM; Monatsabonnement 0,65 DM; Vierteljahresabonnement 1,95 DM.



Unser Titelbild: Danielle Delorme. Sie spielt die Fantine in der deutsch-französischen Gemeinschaftsproduktion „Die Elenden“ nach Victor Hugos Roman. Foto: DEFA



Raimund Schelcher und Ludwig in einer Szene des DEFA-Films „Gejagt bis zum Morgen". Fotos: DEFA-Kroiß.

Gejagt bis zum Morgen

KARL-EDUARD VON SCHNITZLER

Das ist — obwohl, entgegen dem Titel kein Kriminalreißer — atemberaubend, packend, erschütternd vom Vorspann bis zum Schluß. Das ist — obwohl die Handlung in der Vergangenheit, Ende des vorigen Jahrhunderts spielt — eine starke Aussage über unsere Gegenwart. Das ist — obwohl Erstling des Regisseurs Joachim Hasler — ein reifes Kunstwerk, eines der bedeutendsten unserer DEFA.

Es ist kein heiterer Film. Er spielt in einer Zeit, die uns einst von unseren Lehrern und anderen Unbelehrbaren als „die gute, alte" gepriesen worden war, weil das Bier einen Groschen und die Zigarren einen Sechser kosteten. Aber da derjenige, der das erzählt, keine Hofschranze und kein „Gründer" ist, sondern ein Arbeiter (Ludwig Turek arbeitete auf der Grundlage seines Buches „Ein Prolet erzählt" am Drehbuch A. Artur Kuhnerts mit), blicken wir hinter die Kulissen der „guten alten Zeit", jenseits der Paraden, Kesselpauken und wehenden Helmbüsche, hinein in die Kochstuben und in den Alltag der einfachen Menschen, der Häuser, Wohnungen, Kneipen und Gesichter mit seinem Grau überzogen hat.

Dennoch hat Regisseur und Kameramann Joachim Hasler unrecht, wenn er über sein eigenes Werk sagt: „Ein Film — grau wie der Alltag". Gewiß: Die Handlung, die Armut, das Ausgeliefertsein, die Angst der einfachen Menschen jener Jahre auch vor der kleinsten Widrigkeit, die sich zwangsläufig zur großen Katastrophe auswächst — das ergreift zutiefst. Die hier wahrheitsgetreu dargestellten Verhältnisse: die Eisenbahnerwitwe; die keine Rente bekommt, die Frau, die kein Recht auf Arbeit hat und der Willkür der Besitzenden ausgesetzt ist; die Mutter, die keine Arbeit annehmen kann, weil sie nicht weiß, wohin mit den Kindern; das Kind, das an einer Lungenentzündung stirbt, das sterben muß, weil die Mutter arm ist, und weil der Arzt nicht zu armen Leuten kommt; der Junge, dem eine Verantwortung auferlegt wird, unter deren Last mancher Erwachsene in die Knie gehen würde, und der sein Bett opfert, damit sein totes Brüderchen einen Sarg bekommt; der Handwerker, der Freiwild für die Polizei ist, weil er Sozialist ist; diese Menschen, für die kein „Platz an der Sonne" ist — das alles wäre grau und bedrückend, wenn uns dieser Blick in eine zu unrecht gepriesene Zeit nicht schlagartig bewußt machen würde, was uns heute schon zur Selbstverständlichkeit geworden ist: unser Versorgungssystem, die einheitliche Sozialversicherung, Kindergarten und Kinderkrippe, Gleichberechtigung und vor allem Arbeitermacht. Über nichts davon berichtet der Film. Aber alles das ist gegenwärtig, und man geht mit dem Bewußtsein aus dem Kino: So war es, aber die einfachen Menschen haben die Kraft gehabt, diese Verhältnisse zu ändern. Und deshalb ist dieser Film nicht grau.

Zum anderen geht ein Glanz aus von der gesamten künstlerischen Bewältigung des Stoffes. Wenn auch der Kameramann Hasler an einigen Stellen den Regisseur Hasler zu einer gewissen Breite verführt hat — diese Kamera versteht derart zu malen und den Gegenstand, die Atmosphäre, das bestimmende Gefühl der Handlung wiederzugeben, wie wir es schon lange nicht mehr sahen. Wenn auch an nervenzerfetzender Spannung und Angst an einigen Stellen des Guten ein wenig zuviel getan wird — die Regie folgt ebenbürtig dem großen Bogen des Drehbuches, nahtlos und ohne Schwanken. Und damit sind die einschränkenden „Wenn auch ...", zu denen sich der Kritiker verpflichtet fühlt, bereits erschöpft. Es bleibt, das Lob für die Leistungen zu begründen.

Manja Behrens gibt der Proletarierfrau mit echten künstlerischen Mitteln, was ihr äußerlich vielleicht dazu fehlt. Sie ist wirklich die Witwe des verunglückten Eisenbahners, die tapfer versucht, ihre Kinder durchzubringen: voller Liebe zu den Söhnen, herb und zrückhaltend in den zarten Liebesszenen, urwüchsig in ihren Ausbrüchen und so hoffnungsvoll oder hoffnungslos, wie es die Umstände mit sich bringen. Es ist zu begrüßen, daß sich die DEFA hier einmal einer guten Bühnendarstellerin erinnert hat.

Friedrich Gnass gibt seinem Sargtischler weit mehr als nur den trefflichen Typ. Siegfried Schürenberg vermeidet die naheliegende Gefahr, seinen kaiserlichen Polizeikommissar zu überzeichnen; er gibt ihn als unbewußtes Instrument der Reichen zur Unterdrückung der Armen, und dieser gute Glaube an die Gerechtigkeit seiner Haltung und Handlung macht den Polizisten um so gefährlicher. Annemarie Haase ist als arme, hilfsbereite und dennoch ohnmächtige Nachbarin beklemmend echt. Von den zahlreichen, ausgezeichnet besetzten Nebenrollen muß Wolf von Beneckendorffs Studie eines Mannes in Frack und Zylinder hervorgehoben werden, der nichts anderes tut, als inmitten einer reichen Trauergemeinde auf dem Friedhof erst eine leere Schnapsflasche und dann den toten Sargtischler zu entdecken: Meisterhaft! Schließlich die Kinder: wie immer voll entwaffnender Natürlichkeit, dazu gut geführt.

Am stärksten und überzeugendsten in diesem Film: Raimund Schelchers Buchdrucker. Schelcher demonstriert die Überwindung der schauspielerischen Technik: auch der Fachmann merkt nicht mehr, „wie er es macht"; man gibt sich ganz der Lauterkeit, der Souveränität, dem Charme dieses gewiß nicht schönen, einfachen Buchdruckers hin und weiß: aus diesem Holz sind die Arbeiter geschnitzt, die die Welt verändern.

Das alles wird nicht nur von Regie und Kamera, sondern auch von der mitempfindenden Musik Walter Siebers und nicht zuletzt von den milieugetreuen Bauten Gerhard Helwigs und Herman Asmus' und den nicht minder echten Masken Hanns Wosniks und Charlotte Stritzkes zusammengehalten und zu einem echten, verdienten Erfolg zusammengefügt.

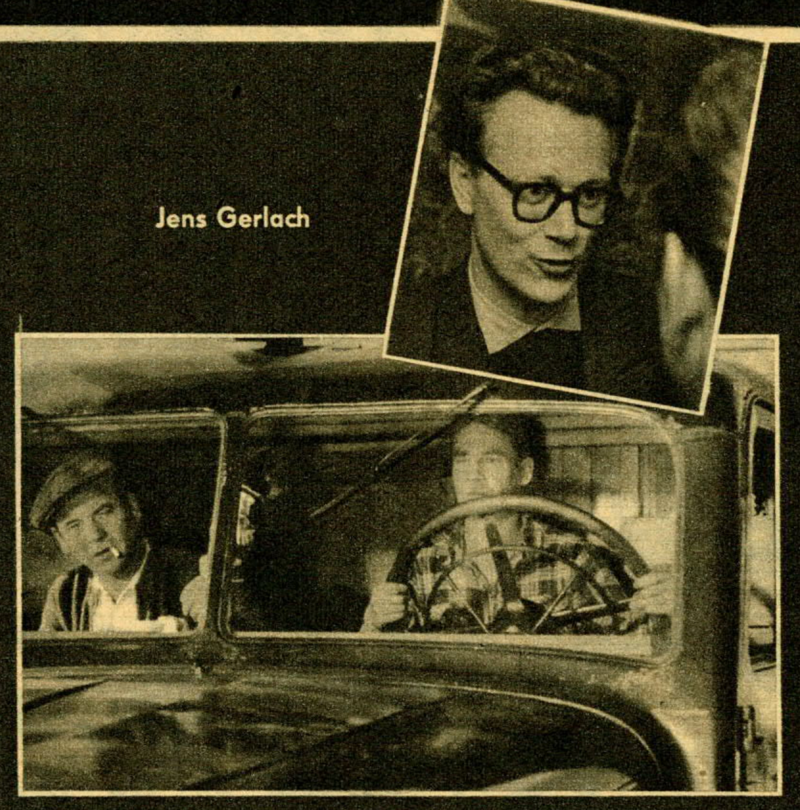
Wie der Film mein „Tatort“ wurde

Meine Mutter sagte immer: „Aus dir wird nie etwas — Nacht für Nacht diese dummen Schmöker!“ Und dann drehte sie das Licht aus. Aber es war wie der Kampf mit dem siebenköpfigen Ungeheuer: Siebenmal knipste sie, und siebenmal knipste auch ich. Als beim achten Mal die Glühbirne aus der Fassung geschraubt wurde, stahl ich mich in die Küche und las dort die letzten Seiten meines neuesten Schmökers. Meine Mutter behielt recht; als sie mich vor kurzem besuchte, in meinem Bücherbord die lange Reihe Kriminalromane entdeckte und dann auch noch erfuhr, daß ich eben einen Kriminalfilm geschrieben hätte, schüttelte sie nur leise resignierend den Kopf...

Von damals aber bis zum „Tatort Berlin“ war freilich ein langer Weg — mit etlichen Umwegen und Sackgassen. Einer meiner Schullehrer nämlich hatte für Kriminalistik wenig, für Romantik aber viel übrig. Zwei Jahre fast fütterte er uns mit den Gedichten Eichendorffs und Brentanos mit dem Erfolg, daß ich begann, Gedichte zu schreiben. Auch in dieser Beziehung bin ich den „Sünden meiner Jugend“ treu geblieben; Gedichte schreibe ich heute noch. Weder der Nazi-Kommiß noch die bittere Nachkriegszeit änderten daran etwas, im Gegenteil: die ehemals so geliebten „Krimi-Schmöker“ verstaubten in einer Ecke, und ich las, ebenso wahllos übrigens, Lyrik. Der früh verstorbene Wolfgang Borchert wurde für mich Markstein, Wendepunkt. Von ihm, von seinen Gedichten und Erzählungen führte eine mühsam zu gehende Straße über Gryphius und Brecht, Villon, Rimbaud und die Expressionisten zur Friedensbewegung in Westdeutschland und endlich zur Kommunistischen Partei.

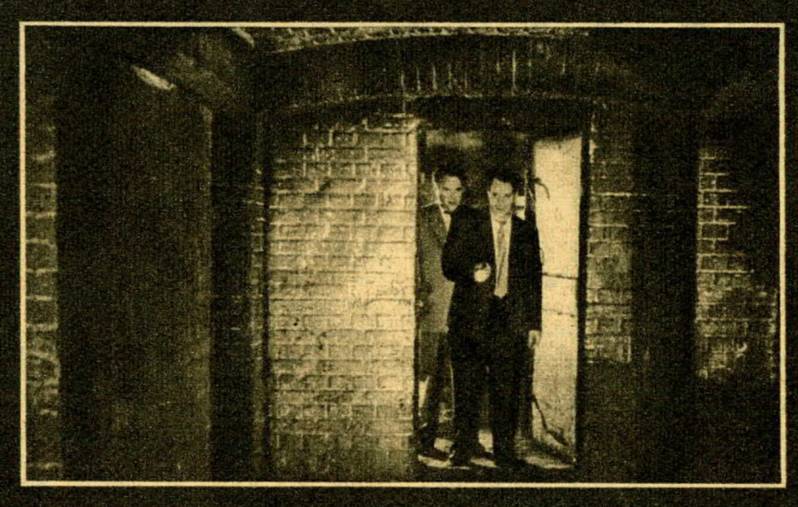
Die nächsten Jahre waren Lehrzeit: Im Hamburger Hafen als Kaiarbeiter, in Büros, Kunstschulen, Universitäten und in jener winzigen Bude, die die Kulturredaktion der „Hamburger Volkszeitung“ beherbergte. Ich schrieb, wie das üblich und notwendig war, alles: Erzählungen, Kritiken, Glossen, Kommentare und Gedichte, immer wieder Gedichte. An Kriminalromane oder Filme war nicht zu denken, und wenn ich wirklich einmal irgendwo einen Kriminalfilm sah, war ich eigentlich immer enttäuscht: diese teils simpel zusammengeschusterten, teils raffiniert ausgeklügelten Streifen waren so weit entfernt von jeder Realität, so beziehungslos zu allem, was die Zeit und also auch mich bewegte, daß mir schon damals manchmal der Gedanke kam: wenn du mal Zeit haben solltest und wenn du es dann können solltest, schreibst du mal einen Kriminalfilm...

1953 kam ich in die DDR. Die ersten Jahre waren auch hier mühsam genug, aber dann hatte ich das, wonach ich mich damals sehnte: Zeit. Nur mit dem Können haperte es bedenklich. Nach einigen vergeblichen Versuchen, ein brauchbares Film-Exposé zustande zu bringen, begann ich dort, wo meines Erachtens junge Filmautoren beginnen sollten: beim sogenannten Kulturfilm. Zuerst schrieb ich einige Filmtexte, dann



Jens Gerlach

Zwei Jahre Haft wegen Schiebergeschäften hat Rudi Prange hinter sich. Nun ist er bemüht, ein neues, sauberes Leben zu beginnen. Er arbeitet als Kraftfahrer. Aber schon will es der Zufall, daß er mit einem Kollegen zusammenarbeitet, der ihn in Versuchung bringen will, erneut schmutzigen Geschäften nachzugehen.



Ein Mord ist geschehen. Die beiden Kommissare (J. Brockmann, H. P. Minetti) verdächtigen Rudi Prange. Ist er der Täter?



Rudi und Ilse (H. Reck und A. Golding) lernten sich in einem Lokal kennen. Damals beschützte Rudi das ihm noch unbekannte Mädchen, als ein paar Rowdies frech zu ihr wurden. Ilse will ihm das danken; aber als sie von der Vergangenheit Rudis erfährt, als er verdächtigt wird, einen Mord begangen zu haben, gelingt es ihr nicht, bedingungslos zu ihm zu stehen. Fotos: DEFA-Borst

wagte ich mich an das erste Drehbuch. Ich hatte Glück und einen guten, verständnisvollen Regisseur — es klappte, der Film wurde gedreht.

Mein zweiter Versuch ging schief, und dieser zweite Versuch war zugleich die erste Zusammenarbeit mit Joachim Kunert. Wir verstanden uns überhaupt nicht, und als später der Film doch gedreht wurde, war ich nicht der Autor. Einige Monate später aber saßen wir wieder zusammen. Ich schrieb ihm einen Filmtext. Dann kam wieder eine lange Pause. Kunert drehte seinen ersten Spielfilm, ich schrieb etliche populärwissenschaftliche Filme und lernte dabei allmählich Genauigkeit und Zähigkeit; nach und nach wurde aus mir wirklich ein Filmautor.

Eines Tages war Joachim wieder da: „Wir sollten doch mal gemeinsam etwas machen — ich hab' da einen dollen Stoff!“ Und er ließ mir den „Lotterieschweden“, die Novelle Martin Andersen-Nexös, da. Ich las und wußte, daß nun eine lange und schwere Arbeitszeit beginnen würde. Sie begann. Wir haben uns zusammengerauft, Kunert und ich, und als unser Drehbuch fertig war, da waren wir so etwas wie ein „team“, eine Mannschaft geworden. Wir fuhren gemeinsam nach Dänemark, besuchten die Insel Bornholm und durchstöberten dort die alten Steinbrüche, in denen Andersen-Nexö als Kind gearbeitet hat. Als wir zurückkamen, war es für die Dreharbeiten zu spät geworden: der Winter war fast vorbei. Wir aber hatten einen neuen, ganz anderen Stoff gefunden: einen Kriminalfilm wollten wir schreiben. Aber dieser Kriminalfilm sollte anders sein als jene, die mich damals so enttäuscht hatten; er sollte Wirklichkeit sein. Wir fanden gute Helfer: Mitarbeiter der Mordkommission berieten uns. Es war keine leichte Arbeit. Mancher Arbeitstag dauerte bis zum anderen Morgen. Dann war das Drehbuch fertig, und die Dreharbeiten begannen. Ich weiß nicht, wie oft ich im Atelier auftauchte und ein wenig hilflos zwischen Kulissen und Kabeln stand, unruhig und neugierig. Aber ich habe gesehen wie der Film wuchs. Noch während der Dreharbeiten haben wir zwei, Joachim Kunert und ich, oft und lange über diese oder jene Szene debattiert. So wurde „Tatort Berlin“ fertig. Jetzt muß das Publikum beurteilen, ob aus der guten Absicht eine gute Wirklichkeit geworden ist: ein Film, der spannend ist und trotzdem (nein, gerade deshalb!) ganz aus unserer Zeit den Atem nimmt.

Man fragt mich häufig: Und nun? Hast du Pläne? Wieder einen Kriminalfilm?

Ja, ich habe Pläne. Wir haben Pläne. Aber wir halten beide nichts von einer „Abstempelung“. Wo man das Leben anzupacken versucht und es auch tatsächlich erwischt, dort ist es auch interessant. Und das Interessanteste ist für uns die Gegenwart, unser Heute. Gegenwärtig knobeln wir an einem neuen Film aus unseren Tagen. Aber Filmleute sind alle ein wenig abergläubisch: Über ungelegte Eier soll man nicht reden. Inzwischen? Ich knoble weiter, schreibe — auch Gedichte...



Auch ein Apéritif ist nicht zu verachten! Mollkorn schenkt nicht ein — er genießt auch selbst ein Gläschen beim Morgenschwatz mit dem Briefträger Gustav.

EIN TIERFILM- EIN Märchenfilm?

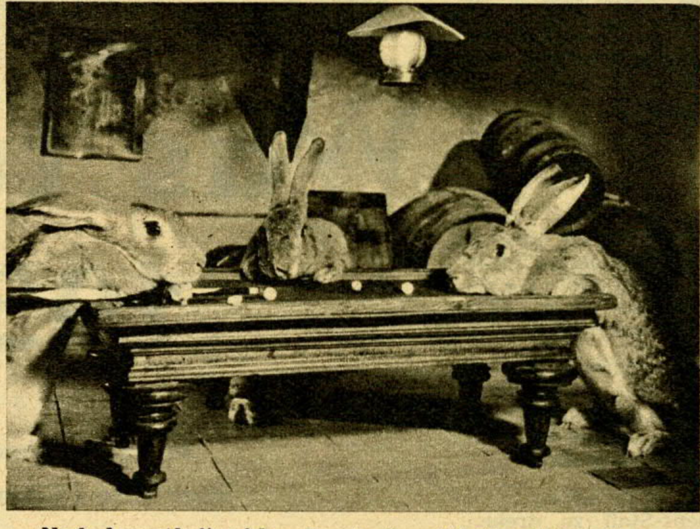
Ein aufgeweckter zehnjähriger Junge, der in einer internen Vorführung vor Monaten „Die unsichtbare Fee" sah, würde Ihnen kopfschüttelnd antworten: „Nein — etwas ganz Besonderes!" Er ist ein eifriger Kinogänger, aber oftmals hat er schon nach Stunden den Titel, geschweige denn die Einzelheiten eines Films vergessen. In diesem Falle kann er Ihnen mit leuchtenden Augen noch heute die kleinsten Details der „Unsichtbaren Fee" (eine französisch-italienische Gemeinschaftsproduktion) durchaus präzis erzählen. Nicht nur die außergewöhnlich reizvollen Situationen dieses farbigen Streifens haben auf ihn so nachhaltig gewirkt — auf seine kindliche Weise beeindruckte ihn ebenso tief das echt humanistische Anliegen dieses Films, den der Regisseur und Mitautor Jean Tourane mit liebevoller Hand und viel Humor drehte. Und alle ausgewachsenen Erwachsenen, die die „Unsichtbare Fee" mit großer Freude sahen, begriffen noch mehr: ein aktuell politischer Film in außergewöhnlichem Gewand. Tiere sind die Darsteller Jean Touranes, und ihm ist es zu danken, daß sie niemals verniedlicht oder vermenschlicht sind — er greift auch nicht zu dem auf Bühne und Leinwand schon etablierten Mittel, die Tiere reden zu lassen. Den ausgezeichneten Kommentartext überläßt Tourane mit viel Takt und Humor einem Sprecher, der durch die mit reichen Einfällen ausgestattete, ebenso farbige, wie spannende Handlung führt. (Der deutsche Interpret ist Norbert Christian.)

Das Reich der niemals sichtbaren Fee ist ein Reich des Friedens, der Freundschaft, der Arbeitsamkeit und des Frohsinns. „Seine Hauptstadt ist ein Dorf", sagt der Kommentator. Mit unendlicher Sorgfalt und Liebe ist hier ein kleines französisches Dorf nachgebildet worden — da gibt es das Post- und Telegraphenamt, ein Bistro ebenso wie eine Tischlerwerkstatt, eine Schule mit verschiedenen Klassen, und auch ein original Frisiersalon ist ebensowenig vergessen, wie der Modesalon von Fräulein Mimi und ihrer Gehilfin Jasminchen — zwei charmanten Katzendamen. Denn die arbeitsamen Bewohner dieses Dorfes sind die Tiere, die ihre Rollen in den für sie spezifischen Eigenarten gestalten.

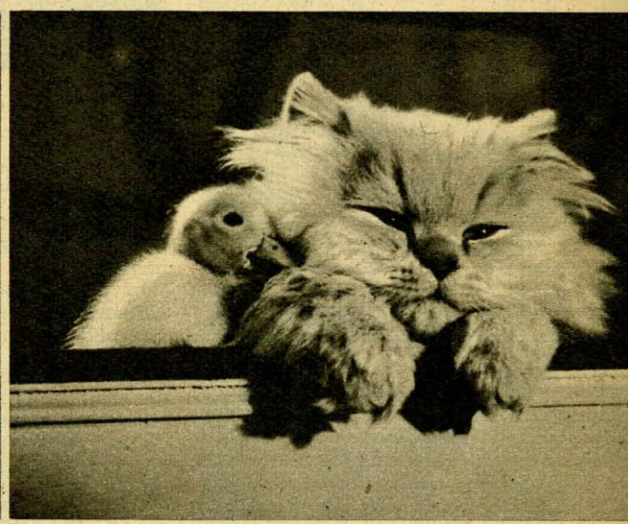
Der Zauberstab der Fee — der Mittelpunkt der Handlung — ist die Inkarnation ihrer Macht, die sie zum Guten, zum friedlichen Gedeihen ihres Reiches anwendet. Aber da gibt es noch ein anderes Reich — das verödete, grausame Reich des „Bösen Geistes", Besitzer der teuflischsten Maschinerien. In seiner Machtgier scheut er vor keiner Zerstörung zurück. Einmal nicht wachsam genug, überläßt die Fee ihren Zauberstab — ihre Macht also — einem Freunde, und nun gelingt es dem bösen Geist, in der Maske eines harmlosen Biedermannes, den Zauberstab in seine Gewalt zu bringen. In der Hand des Bösen stiftet er Unheil und Elend, und das friedliche Reich der Fee wäre der Zerstörung preisgegeben, wenn nicht der persönliche Mut und Einsatz zweier Dorfbewohner ihn besiegten. Mit dem Zauberstab bringen sie ihrem Reich den Frieden und das Glück zurück. Künftig wird die unsichtbare Fee wachsamer sein und ihre Macht nie mehr aus den Händen geben.

Wie denken Sie nun über diese Fabel? Nur ein Tierfilm? Ein Märchenfilm? Wie nahe liegt eine Parallele zu der heutigen weltpolitischen Situation. Es wäre begrüßenswert, wenn die Erwachsenen sich diesen Kinderfilm nicht entgehen ließen — abgesehen von der Freude, die sie an ihm haben würden, wäre es auch gut und notwendig, sich mit ihren Kindern über ihn zu unterhalten.

Sechri



Nach dem arbeitsreichen Tag treffen sich die „Männer" des Dorfes zu einem munteren Billardspiel in der Kneipe ihres Freundes Mollkorn.



Zwei Hauptdarsteller: der blaugraue Perserkater Philantro erobert mit seinem Freund Siegfried, dem Dichter, den Zauberstab zurück.

neue Kinderfilme

Im November fand in Warschau der II. Internationale Wettbewerb für Kinderfilme statt. Während der Vorführungen, in denen 60 Filme aus 21 Ländern gezeigt wurden, führten Psychologen Beobachtungen der Zuschauer durch. Es waren zu 90% Kinder, und Kinder bildeten die Jury. Sie einigten sich auf vier Hauptpreise, und es ist interessant zu wissen, daß französische Kinder bei einem gleichen Anlaß dasselbe Urteil fällten.

Ende des Jahres liefen nun auch bei Progress zwei Kinderfilmprogramme, die sich aus Filmen der Länder Polen, Tschechoslowakei, Frankreich und der Deutschen Demokratischen Republik zusammensetzten. So sehr diese energischen Schritte zum Schließen einer empfindlichen Lücke auf dem Gebiete des Kinderfilms zu begrüßen sind, scheint man doch eines nicht begriffen zu haben: Kinder denken, empfinden, urteilen nun einmal anders als Erwachsene. Und hätte man zu einer solchen Veranstaltung nicht nur die Presse, sondern auch Kinder eingeladen, hätten die bei Progress für die Gestaltung der Spielpläne Verantwortlichen erkennen können, daß die Kopplung des reizenden Hündchen- und Kätzchen-Films aus der ČSR — für drei- bis sechsjährige genau das Richtige — mit einem so anspruchsvollen Film wie „Die unsichtbare Fee" unmöglich ist. Wir behaupten, daß Kinder unter 10 Jahren einfach außerstande sind, die Aussage des Films zu begreifen.

Das zweite Programm bringt u. a. drei Filme aus dem Trickfilm-Studio der DEFA in Dresden. Der bereits im vergangenen Jahr angekündigte Puppenfilm „Die fünf Brüder" von Kurt Weiler zeigt in der Persönlichkeit und Führung gelungene Figuren. Allein das Experiment, die Kulissen aus Filz- und Stoffpflanzen zu gestalten, ist daneben geraten. Die Welt, in der sich die fünf Hasenbrüder bewegen, ist zu stilisiert und gibt den Kindern kaum die Möglichkeit zur Entfaltung ihrer Fantasie. Dem netten Zeichenfilm von Christel Wiemer „Das Tintenteufelchen" hätte man ein besseres Buch gewünscht. Erich Hammer mit seinem Handpuppenfilm „Wenn der Regenmann schläft" konnte besonders durch die Figuren des Grafen und seines Bediensteten Erfolg buchen.

Es ist erfreulich, daß das Bemühen um den Kinderfilm gute Ansatzpunkte zeigt. Hier können unsere Filmschaffenden im neuen Jahr weiter aufbauen.

— jd —

UND WAS BRINGT PROGRESS?

Um auch einen kleinen Einblick in die Kinoprogramme des Jahres 1958 geben zu können, informierten wir uns beim Progress-Filmvertrieb, welche ausländischen Filme bei uns aufgeführt werden. Selbstverständlich werden insgesamt wieder über 100 Filme zur Premiere kommen. Auf jeden Fall beweist schon diese Aufstellung, daß wir mit vielen interessanten Vorführungen in unseren Kinos rechnen können.

Vollständig liegt der Plan für Januar vor. Nach dem DEFA-Film „Tatort Berlin" kommen der jugoslawische Film „Entscheidung am Fluß" und der polnische Streifen „Der Schatz des Kapitän Martens" zur Aufführung. Es folgen der sowjetische Film „Don Quichotte", über den wir bereits mehrmals berichteten, „Der Prinz von Piplinaga" (Indien), „Signal auf Halt!" aus Italien, der packend das Schicksal eines Eisenbahners behandelt und schließlich – langerwartet – der mexikanische Streifen „Rebellion der Gehenkten" nach Travens berühmten Roman.

Aus der Sowjetunion erwarten wir im Laufe des Jahres u. a. Filme der neuesten Produktion. An erster Stelle wäre hier der Film „Die Kraniche ziehen" zu nennen, der, das kann man mit Sicherheit voraussagen, eines der erregendsten Filmerlebnisse des Jahres werden wird. „Leningrader Sinfonie", mit dem bei uns sehr bekannten Schauspieler Nikolai Krjutschkow, spielt im Leningrad des Krieges und schildert als Höhepunkt die Uraufführung der ersten Sinfonie von Schostakowitsch in der umkämpften Stadt. Sehr interessant verspricht auch der Film „Jugend am Start" zu werden, der die Sportereignisse der VI. Weltfestspiele in Moskau festgehalten hat. In zwei Teilen sehen wir nach Fedin „Frühe Freuden" und „Ein ungewöhnlicher Sommer".

Auch zwei der in Karlovy Vary ausgezeichneten Filme werden zu sehen sein: Aus Indien „Unter dem Mantel der Nacht", der den Großen Preis erhielt, und aus Ungarn „Professor Hannibal", einen der Hauptpreisträger mit der schauspielerischen Glanzleistung von Ernö Szabo.

Auch die ČSR ist in diesem Jahr wieder mit einigen ihrer erfolgreichsten Filme vertreten. „Der falsche Prinz", nach einem Märchen von Wilhelm Hauff, wird für die kleinen und großen Kinder laufen. Ein Streifen, der sich mit dem Aberglauben auseinandersetzt, ist „Die wilde Barbara". Aus der Kiste der Kriminalfilme zeigt uns die ČSR „Die goldene Spinne".

Vittorio de Sica wird wieder zu sehen sein, und zwar in dem italienischen Film „Väter und Söhne", einem köstlichen Lustspiel. Die Reihe berühmter ausländischer Darsteller wird auch mit Yves Montand fortgesetzt, der in der italienisch-französischen Co-Produktion „Frauen und Wölfe" mitwirkt. Dann wäre noch Jean Gabin zu nennen, der in dem französischen Streifen „Der Fall des Dr. Laurent" die Hauptrolle spielt.

Zu den weiter erwähnenswerten Filmen, die uns aus dem bisherigen Programm vorliegen, gehören zweifellos der westdeutsche abendfüllende Kulturfilm „Zauber der Natur", „Frühlingswind" aus China, der spannende Streifen um ein Agentenschicksal „Geier 101" aus Rumänien.

Was tun sie 1958?

Filmschaffende der DEFA über ihre Pläne in diesem Jahr

Konrad Wolf
Noch steckt er in Babelsberg in den Dreharbeiten zu dem mit Spannung erwarteten Film „Sonnensucher" — doch nur mehr wenige Tage.

„Wir wollen so schnell wie möglich fertig werden, denn schon im Frühjahr geht es nach Bulgarien, wo die Außenaufnahmen zu dem Film ‚Sterne' entstehen", meint Wolf.

Es ist eine Gemeinschaftsproduktion, die erste mit Bulgarien, und der Film wird, kurz gesagt, die Liebe eines deutschen Soldaten zu einer Zigeunerin in einem KZ-Lager zeigen.

Ob Wolf danach Zeit findet, einen neuen Egel-Wiens-Stoff zu drehen, bleibt bei diesem umfangreichen Programm abzuwarten.

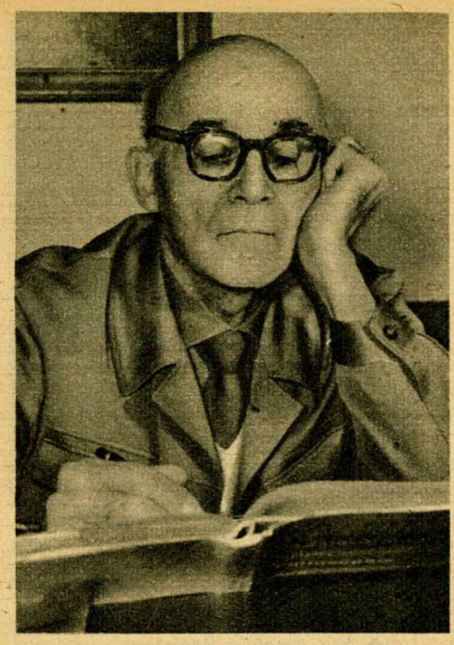
Hoffen wollen wir mit Wolf, daß seine neuen Werke den gleichen künstlerischen Gehalt wie „Genesung" und „Lissy" haben.

Bruno Kleberg
Die ersten drei Monate sind für den Fernsehfunk reserviert. Kleberg ist bei der neuen Sendereihe „Mach's mal anders" mit von der Partie, und die Feiertage waren mit den letzten Vorbereitungen angefüllt.

„Im DEFA-Studio beginne ich dann — ungefähr im Frühling — einen Dokumentarfilm über die Deutsche Demokratische Republik, in Totalvision", berichtet er über seine Pläne. „Im Augenblick schneide ich mit meiner Frau die beiden Ägypten-Filme."

Kleberg ist erst vor wenigen Wochen mit viel Material und einem schönen Rheumathismus aus Ägypten zurückgekehrt, und legt letzte Hand an die ebenfalls in Totalvision gedrehten Streifen „Ein Herbsttag in Alexandria" und „Das neue Ägypten".





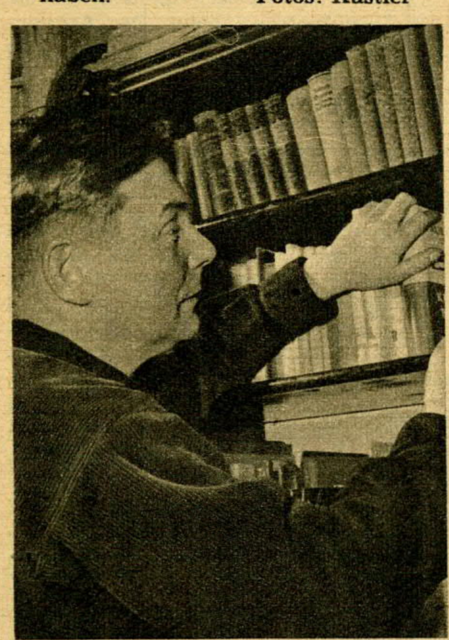
Erich Engel

Nach mehr als acht Jahren kehrt Erich Engel Ende Januar in die Babelsberger Ateliers zurück. Seinem Film liegt Rolf Honolds erfolgreiches Theaterstück „Unternehmen Fledermaus“ zugrunde.

„Ein Film gegen den Kolonialkrieg“, wie Engel sagt. „Er spielt in Vietnam und behandelt die merkwürdige Rolle, die die Amerikaner und ihre Transportflieger dort spielten.“

Die anderen Pläne, Inszenierung der „Dreigroschenoper“ im Berliner Ensemble und der lange schon vorgesehene Film nach Zweigs „Grischa“, treten erst einmal zurück.

„Ich will nicht von einem Film in den anderen jagen und von einer Inszenierung in die andere. Ich will auch Zeit für meine Bücher haben.“ Fotos: Kastler



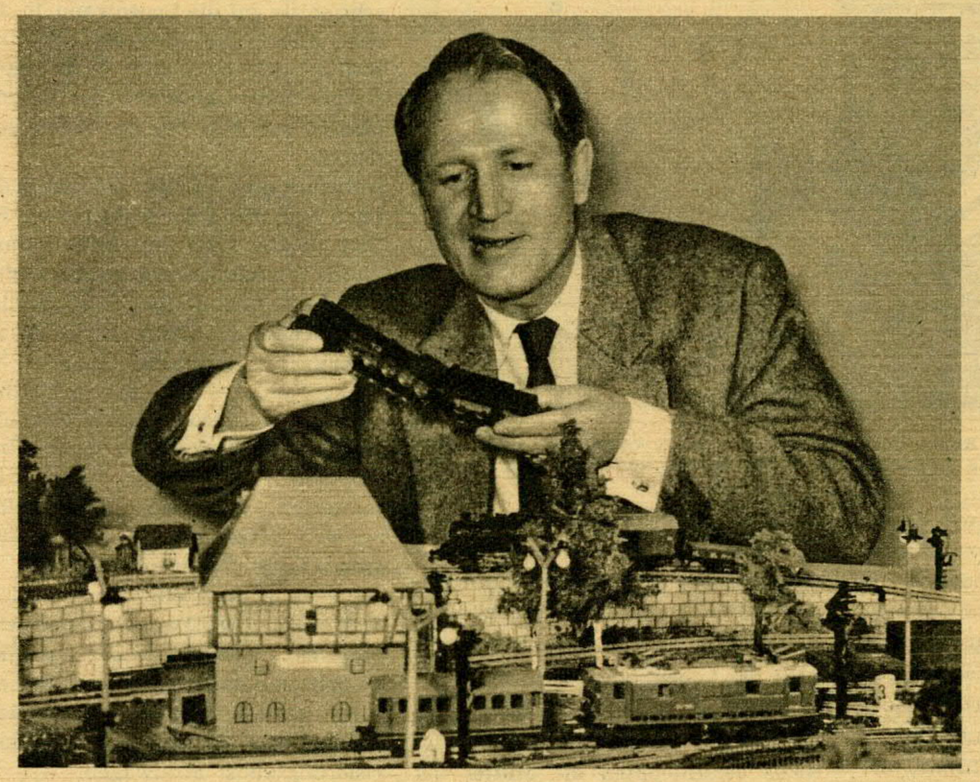
Dr. Helmut Spieß

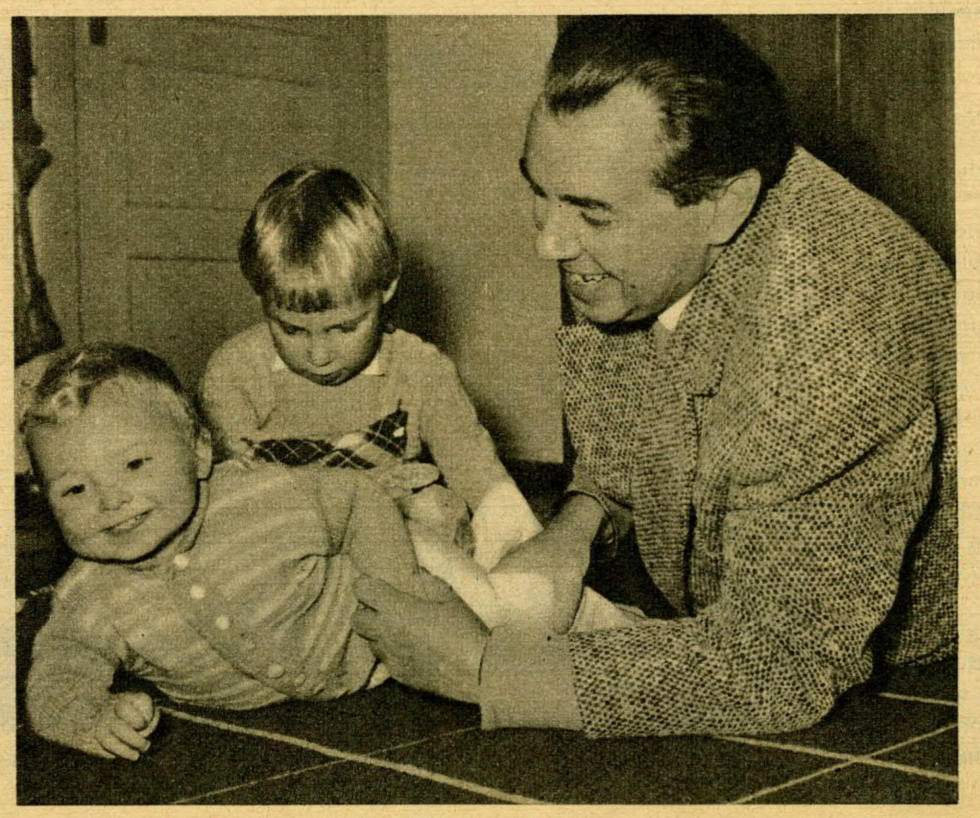
„Was wollen Sie alles wissen? Ich werde in diesem Jahr einen ‚Tilman Riemenschneider‘ drehen, eine Künstlertragödie aus dem Bauernkrieg; die Tragödie des Intellektuellen Riemenschneider, der unpolitisch sein will, sich aber am Ende entscheiden muß. Ein aktuelles Thema, denke ich.“

Spieß hat in der letzten Zeit einige Stacheltiere gedreht, ein bißchen Theater in Leipzig inszeniert und Unterricht an der Filmhochschule gegeben.

„Was ich gern tun würde? Ich möchte eine musikalische Komödie drehen. Wir müssen auf das richtige Lachlustspiel hinaus. Aber das ist immer noch eine Autorenfrage“, gesteht er und hofft weiter.







Herbert Ballmann

Es war eine lange Pause nach „Tinko“, Herbert Ballmanns letztem DEFA-Film. Ein Projekt zerschlug sich. Den anderen, neuen Film bereitet er seit einem halben Jahr mit Egel und dem Stab vor: die Verfilmung von Leonhard Franks Erzählung „Michaels Heimkehr“.

„Es ist ein Film, der die Heimkehr eines vor den Nazis Emigrierten in das Westdeutschland von heute zeigt und sein vergebliches Suchen nach Recht und Gesetze“ umreißt Ballmann in kurzen Worten seinen neuen Film.

Schon in wenigen Tagen beginnt die Fischer-Produktion mit den Dreharbeiten.

Unser Bild zeigt Regisseur Ballmann, Produktionsleiter Fischer, Aufnahmeleiter Brix und Regie-Assistent Kasprzik (v. r. n. l.).

☆

Wilhelm Koch-Hooge

„Vielleicht werde ich weiter mit der Eisenbahn meines Jungen spielen“, antwortet uns Koch-Hooge auf die Frage, nach seinen Plänen, nach neuen Rollen.

Seit über einem Jahr hat er nicht mehr vor der Kamera gestanden, obwohl er Mitglied des DEFA-Ensembles ist.

„Ich habe nur den einen Wunsch“, sagt er, „viel zu spielen. Es ist nicht gut, herumzusitzen. Man macht sich zuviel Gedanken, und es entstehen gewisse Komplexe. Nur 40 bis 50 Tage habe ich 1957 auf der Bühne gestanden. Das Synchron-Studio hat mich seit zwei Jahren abgeschrieben. Sie können sich denken, daß ich richtig sauer bin.“

☆

Kurt Bortfeldt

„Das sind die Vorstudien zu meinem populärwissenschaftlichen Film ‚Das Kind im Vorschulalter‘, den ich für das Studio für populärwissenschaftliche Filme schrieb und — wahrscheinlich selbst inszeniere“, sagt Bortfeldt und beschäftigt sich mit seinen beiden Jüngsten.

Außerdem schreibt er gegenwärtig an einem Lustspielfilm, „Fahrt ins Blaue“, und bereitet sich für den Deutschen Kulturtag in Weimar vor, wo er im Präsidium für die Sektion Film sitzen wird. Viel ist bis Pfingsten noch nötig, damit alles gut gelingt.

Kein Ausspannen vorerst. „Ich arbeite, ich habe ausreichend zu tun“, und damit geht's wieder an den Schreibtisch.

DANIELLE DELORME



Danielle Delorme in der Rolle der Fantine in dem zweiteiligen Film „Die Elenden", den Jean-Paul Le Chanois nach Victor Hugos Roman drehte.

Aus zwei Filmen kennen wir sie bereits, aus der reizenden Komödie von Jean-Paul Le Chanois „Adresse unbekannt", der bereits vor einigen Jahren bei uns lief, und nun aus dem kürzlich aufgeführten Film Cayattes „Die schwarze Akte". Zwischen beiden Filmen liegen mehr als fünf Jahre, in denen sie zwar auch filmte, ihr hauptsächliches Wirkungsgebiet aber die Bühne, die verschiedensten Pariser Theater waren.

Die Pariser Bühnen hatten in den letzten Jahren diese bedeutende, junge Charakterdarstellerin fast ganz für sich beschlagnahmt. Und fast schien es so, als ob Danielle Delorme, die 1950 einmal die beliebteste Filmschauspielerin ihres Landes war — nach dem großen Erfolg in „Adresse unbekannt" —, überhaupt nicht mehr in die Ateliers zurückkehren würde. Erst Cayatte und dann Duvivier holten sie endgültig dem Film zurück, und im vergangenen Jahr war es schließlich Jean-Paul Le Chanois, der sie für seinen zweiteiligen Film nach Victor Hugos Roman „Die Elenden" als Fantine verpflichtete.

Eigentlich wollte Danielle die Karriere einer Pianistin einschlagen. Der Krieg machte, wie bei so vielen jungen Menschen, erst einmal einen Strich durch die Rechnung. Danielle flüchtete nach Cannes, wo sich ihr im Lyzeum Gelegenheiten boten, ihr schauspielerisches Talent, über das sie ohne Zweifel verfügte, zu entfalten. Die ersten Preise für Rezitationen fielen ihr nur so in den Schoß.

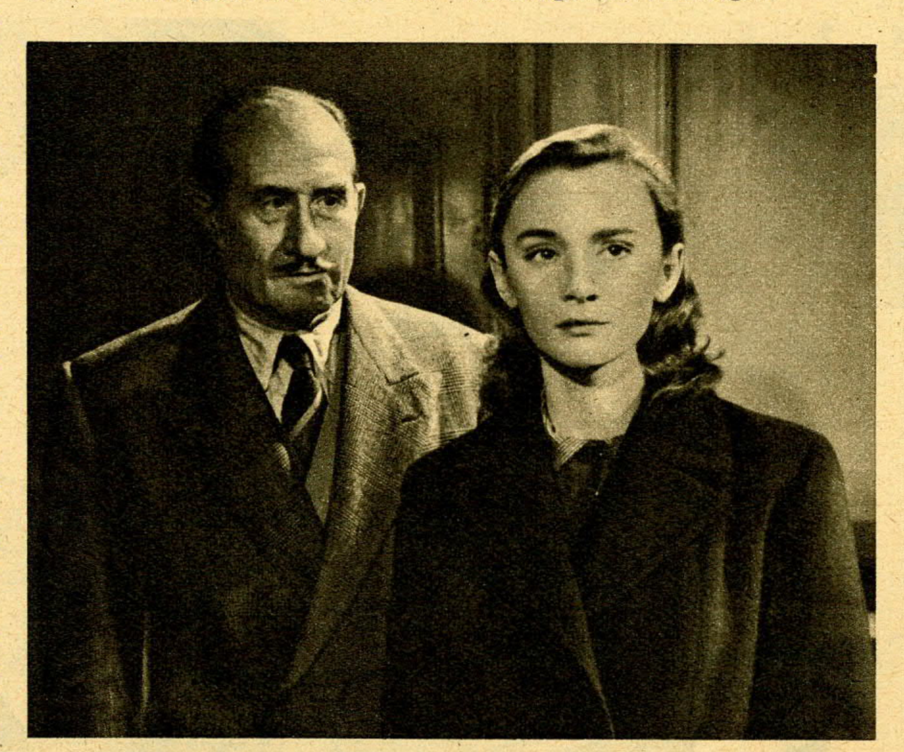
Aber das Leben jener Jahre war hart, und der Freuden und Hoffnungen waren auch für Danielle wenige. Die Nazis verschleppten die Mutter ins Konzentrationslager nach Ravensbrück. Der Vater konnte rechtzeitig nach London, und dann nach New York fliehen. Danielle ging zur Widerstandsbewegung. Und manchen Tag war ein kleines Loch, ein dürftiges Versteck, ihre Unterkunft.

Nach dem Kriege kehrte sie dann nach Paris zurück. Sie nahm jetzt Unterricht und trat schon kurze Zeit später im Théâtre des Champs Elysées auf.

Bei Simone Signoret lernte sie eines schönen Tages Daniel Gélin, ebenfalls eines der hoffnungsvollsten jungen Schauspieltalente des Nachkriegsfrankreich, kennen, und beide heirateten. Mit ihm machte sie auch einige Tourneen durch Frankreich und spielte außerdem an anderen Pariser Bühnen. Es waren Stücke, die, von modernen Autoren geschrieben, kaum bei uns bekannt sind. Ein Erfolg für sie — auf alle Fälle — war schließlich die Christiane in Devals „Fräulein". Am Abend der Aufführung schrieb sie auf die Logenwand, in der der Autor die Premiere erleben wollte: „Ich habe drei mich begeisternde Rollen gespielt, aber sie verblassen vor der, die ich Ihnen verdanke."

Natürlich ging an einer solchen Begabung auch nicht der Film vorbei. Bis 1951 folgte Film auf Film. Dann wurde Danielle Delorme vorsichtig in der Wahl der Rollen: Zwielichtige Mädchengestalten; zarte, zerbrechliche Geschöpfe; raffinierte Subjekte in Filmen von Duvivier, Cayatte, Le Chanois u. a. verkörperte sie in den letzten Jahren. Die meisten ihrer Filme entstanden jedoch unter Regie der talentierten Regisseurin Jacqueline Audry, die in ihren Filmen leichte, geistvolle Stoffe behandelt.

In der Rolle der Fantine in den „Elenden" werden wir Danielle Delorme in einigen Wochen wiederbegegnen können und dann eine um so bessere Möglichkeit finden, ihre verschiedenartigste Gestaltung, ihre Charakterisierungskunst abzuwägen.



Danielle Delorme und Noël Roquevert in André Cayattes Film „Die schwarze Akte", der kürzlich seine Premiere in unseren Lichtspieltheatern erlebte. —

UNSERE *jungen* REGISSEURE

Von der Kamera zur Regie
von Heinz Kahlau

„Ich bin Amateur-Regisseur", war das erste, was mir Joachim Hasler sagte, als ich ihn kennenlernte. Das stimmt jedoch nur soweit, als Hasler mit dem Film „Gejagt bis zum Morgen" das erste Mal als Regisseur an die Öffentlichkeit getreten ist, während er bisher „nur" als Kameramann gearbeitet hat. Wer jedoch den Film, in dem er Kamera und Regie zugleich führte, gesehen hat, der weiß, daß der Hinweis auf den Amateur nicht zutrifft. Wer soviel vom Filmemachen versteht, ist kein Amateur.

Joachim Hasler hat eine gründliche Ausbildung als Kameramann hinter sich. Er begann 1943 seine Lehre im Filmkopierwerk, schloß diese nach zweieinhalb Jahren ab und arbeitete nach 1945 sofort weiter in seinem Beruf. Erst war er Vorführer, bis er den Kameramann Mondi kennenlernte, der ihn als Kamera-Assistenten in die Spielfilmateliers holte. Der Assistentenzeit folgte als erster eigener Film „Die Unbesiegbaren". Inzwischen hat er eine beachtliche Zahl von Spielfilmen gedreht, von denen ich nur „Kein Hüsung", „Pole Poppenspäler" und „Zar und Zimmermann" nennen möchte.

Soweit das Biografische. Interessant ist der Grund, aus dem Joachim Hasler Regisseur wurde. Er wollte ausprobieren, wie man die guten Traditionen der alten proletarischen Filme „Kuhle Wampe" und „Mutter Krausens Fahrt ins Glück" fortsetzen könnte. Er wollte wissen, wie die Art der Bilderzählung, die in diesen Filmen entwickelt wurde, heute zu verwenden ist.

Als Kameramann hatte er erfahren, daß oftmals das, was im Bild schon gezeigt, im Text noch einmal gesagt wurde, und daß es nicht immer gelang, das Filmische und das Literarische unter einen Hut zu bringen. Hasler ist der Meinung, daß der Film seine Geschichte in Bildern zu erzählen habe und daß der Text nur dort eingesetzt werden sollte, wo das Bild nicht ausreicht. Das klingt etwas absolut. Wer aber die genannten proletarischen Filme und die sowjetischen Filme der Revolutionsepoche kennt, der weiß, welch großartige Kunstwerke auf diese Weise entstehen können. Auch Haslers eigener Versuch beweist die Richtigkeit seiner Ansichten. Wobei er der Meinung ist, daß die Umsetzung des Stoffes vom Literarischen zur Bilderzählung schon beim Drehbuch beginnen muß. Geschieht es erst im Atelier, so entstehen unnötige Schwierigkeiten, die nicht immer überwunden werden.

Hasler erzählte, daß er mit Artur A. Kunert, seinem Autor, in dieser Hinsicht besonders gut zusammenarbeiten konnte. Der anfänglich sehr umfangreiche Sprechtext wurde immer mehr durch Bilder ersetzt, bis nur noch wenige Seiten übrig blieben.

Joachim Hasler sprach dann von den technischen Regeln und Gesetzen, die er zu überwinden hatte. Er sagte: Ein Fachmann, der alle Kniffe und Regeln der Fotografie beherrscht, kann ein guter Handwerker sein. Zum Künstler wird er erst, wenn er über die üblichen Grenzen hinauskommt und eigene Regeln und Gesetze findet, die ihn ins Neuland bringen. So ist es auch bei einem Regisseur. Natürlich hatte ich genügend Handwerkliches für die Regie gelernt bei meiner Arbeit als Kameramann: die verschiedensten Methoden und Stile der verschiedensten Regisseure. Hätte ich nur von jedem Regisseur das übernommen, was mir brauchbar erschien, dann wäre daraus ein rechter Mischmasch geworden. Ich mußte mich von allem befreien und den eigenen Weg suchen. Das ist nicht einfach, wenn man gerade anfängt, und das ist nicht auf einmal zu erreichen. Aber ich hatte Glück. Ich konnte alle meine Gedanken und Einfälle ausprobieren, ich konnte meine Ansichten in die Tat umsetzen. Es ist oft keine Frage des Talents, ob jemand etwas schafft oder nicht. Mancher hat jahrelang sein Feuer für eine Sache mit sich herumgetragen und konnte sich nie beweisen. So wurde sein Feuer zu Asche, oder es verschwelte und erstickte. Wenn er dann endlich zum Zuge kam, war alles leergebrannt. Ich brannte nach einem Film und gerade, als ich am hellsten brannte, bekam ich die Gelegenheit, ihn zu drehen. Dafür bin ich der DEFA sehr dankbar. Es müßten viel mehr Menschen die



Joachim Hasler bei den Dreharbeiten zu seinem Film „Gejagt bis zum Morgen", der kürzlich uraufgeführt wurde. Rechts Friedrich Gnass. – Foto: DEFA-Kroiss

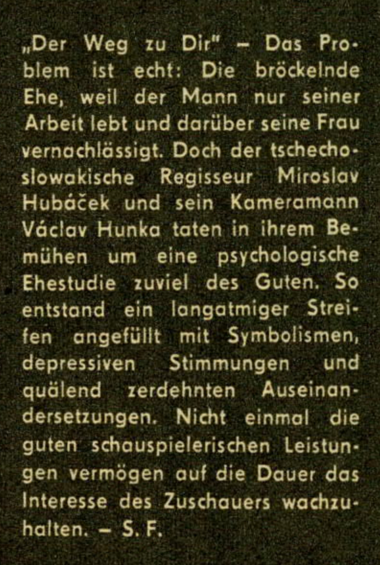
Möglichkeit haben, sich auszuprobieren. Ich glaube, da würde viel Gutes herauskommen.

Joachim Hasler, der blonde, große Mann mit dem gutmütigen Jungenlächeln hatte sich sehr in Hitze geredet und sprühte vor Eifer. Man merkte ihm an, daß er um diese Ansichten schon mit anderen gekämpft hatte und daß ihn diese Probleme fortwährend beschäftigten. Er brannte wirklich. Ich bin nicht in Sorge, er wird schon sein Neuland bebauen.

WIE WAR DENN DER?

„Die schwarze Akte" – ein nicht mehr ganz neuer Film französisch-italienischer Gemeinschaftsproduktion, entstand unter Leitung André Cayattes, der auch zusammen mit Charles Spaak das Drehbuch schrieb. Arbeit und Methoden der französischen Justiz sind Gegenstand der Betrachtung. Wenn auch das Wort Klassenjustiz nicht fällt, weiß man doch, was gemeint ist. Die Bedingungen, unter denen dieser Film entstand, machen ihn zu einer mutigen Anklage. Unterstützt wurde der Regisseur durch so bekannte Schauspieler wie Danielle Delorme, Lea Padovani, Antoin Balpêtre, Bernard Blier und andere. G. S.





„Der Weg zu Dir" – Das Problem ist echt: Die bröckelnde Ehe, weil der Mann nur seiner Arbeit lebt und darüber seine Frau vernachlässigt. Doch der tschechoslowakische Regisseur Miroslav Hubáček und sein Kameramann Václav Hunka taten in ihrem Bemühen um eine psychologische Ehestudie zuviel des Guten. So entstand ein langatmiger Streifen angefüllt mit Symbolismen, depressiven Stimmungen und quälend zerdehnten Auseinandersetzungen. Nicht einmal die guten schauspielerischen Leistungen vermögen auf die Dauer das Interesse des Zuschauers wachzuhalten. – S. F.



„Kein Platz für wilde Tiere" – Wer in der Illusion lebt, daß Afrika ein unberührtes Paradies sei, wird durch diesen westdeutschen Film eines Besseren belehrt. Seit vielen Jahren wird hier systematisierter Mord an der Tierwelt getrieben und nicht mehr lange wird es dauern, daß viele Arten aussterben und nur noch in Filmen und Büchern zu sehen sein werden. Der Dokumentarfilm ist nicht nur ein leidenschaftlicher Protest gegen die barbarischen Ausrottungsmethoden sondern auch ein Kunstwerk mit erregenden Aufnahmen. – S. F.



„Das Fenster zum Lunapark" –, ein italienisch-französischer Gemeinschaftsfilm, erzählt die Geschichte eines kleinen Jungen und seines Vaters, der nach langjähriger Abwesenheit schwer um das Vertrauen des Kindes kämpfen muß. Das wird uns auf der Leinwand lebenswahr und ergreifend nahegebracht. Nicht zu übersehen ist auch in diesem Film die harte Kritik an den sozialen Verhältnissen. Am Ende des Filmes, als sich Vater und Sohn wiedergefunden haben, wissen wir, daß dem Vater ein schwerer Kampf um das tägliche Brot bevorsteht. Als ausgezeichneter Regisseur zeigt sich wiederum Luigi Comencini. – R. K.



SIE SCHREIBEN · WIR BEANTWORTEN UND VERÖFFENTLICHEN BRIEFE

Frage und Antwort

Lothar Gutsch, Berlin: Polonia-Express ist ein guter, spannender und interessanter DEFA-Film. Leider wartete ich am Anfang des Films vergebens auf den Vorspann. Ist es eine schlechte Laune vom Regisseur Kurt Jung-Alsen oder sollte der Film eine Wochenschau werden, — ich habe keine andere Erklärung dafür. Wir kennen zwar alle die Schauspieler Hans Klering, Gerhard Bienert, Hans-Peter Minetti. Es spielen aber auch noch Schauspieler, die wir noch nicht so gut kennen. Für sie ist nach meiner Ansicht der Vorspann mit die einzige Gelegenheit, sich beim Publikum „einen Namen" zu machen. Ich persönlich finde es nicht besonders einfallsreich und wäre entschieden dagegen, wenn mehrere Filme „ohne Namen" das Atelier verlassen.

Sie tun den Schöpfern dieses Filmes unrecht. Mit dem Weglassen des sonst üblichen langen Titelvorspannes hat es eine andere Bewandtnis als Sie annehmen: Der Film „Polonia-Expreß" war ein Geschenk des DEFA-Spielfilmstudios anläßlich des 40. Jahrestages der Großen Oktoberrevolution an die Bevölkerung der DDR. Er sollte die Gemeinschaftsarbeit eines Kollektivs bekunden, und dabei war es nach Ansicht der Filmschaffenden unwichtig, die Namen der Künstler zu nennen. Das Kollektiv war der Meinung, daß ein langer Vorspann von der Parteilichkeit des Filmes nur ablenken würde. Der Film selbst sollte sprechen, so treten die Filmschaffenden zu seinen Gunsten in den Hintergrund.

Margit Böcker, Mühlhausen: Vor einigen Tagen wurde bei uns der Film „Glücksritter" gezeigt. Ich kann nicht verstehen, was der Titel mit dem Film zu tun haben soll. Sollte er nicht besser „Unglücksritter" lauten?

„Glücksritter" ist ein feststehender Begriff. Man versteht darunter einen Menschen, der um j e d e n Preis seinem Geschäft nachjagt. Derartige Menschen könnten auch Konjunkturritter genannt werden. Wenn Sie an die Rolle Paul Hubschmids denken, wird Ihnen damit der gewählte Titel verständlich sein.

Unsinn mit „Breitwand"

Eberhard Weiß, Vorführer, Jessen/E: Die Meinung des Herrn Schubert trifft genau ins Schwarze. Da diese neuen Verfahren etwas vollkommen Neues im Filmwesen bieten, gibt es sicher manchen Theaterleiter, der mit „Breitwandwerbung" einen stärkeren Besuch des Filmes erhofft. Der Vorführer tut technisch seinen Teil dazu, und so wird aus einem Normalfilm ein Breitwandbild „gezaubert". Meines Wissens nach ist diese Methode aber vom Progress-Filmvertrieb direkt verboten. Und das mit Recht, denn durch die Kaschierung des Bildes wird ja oft der ganze Bildaufbau zerstört — vom Kameramann oft in mühevoller Arbeit erst zusammengestellt. Das kann zur Folge haben, daß in ungünstigen Fällen das Breitwandbild sogar abschreckend beim Publikum wirkt und wichtige Handlungsteile nicht verstanden werden. Aus diesem Grunde sollte der Progress-Filmvertrieb sich einmal etwas darum kümmern, daß auch wirklich nur für Breitwand zugelassene Kopien auf Breitwand vorgeführt werden. Oft ist sich der Vorführer aber durch fehlende Hinweise gar nicht richtig im klaren, ob die Kopie Normal- oder Breitwandbild ist. Da sind neue Startbänder ohne Breitbildmarkierung an die Akte angeklebt, die Kopienkarte enthält keinen diesbezüglichen Vermerk, und auch auf den Aktenkartons fehlt jeder Hinweis.

Ich möchte an den Progress-Filmvertrieb die Bitte richten, eine einheitliche Regelung zur Markierung der Breitwandkopien zu schaffen — auch bei solchen Kopien, die schon länger im Umlauf sind. Andererseits darf es aber nicht vorkommen, daß die Kopie „für Breitwand zugelassen" gekennzeichnet ist und dann überhaupt nicht dafür geeignet ist. Zwei Beispiele dazu: Stacheltier Nr. 109, „In Freiheit marsch!". Das Bild am Anfang hatte Normalgröße und war also beim besten Willen nicht in der Kaschierung unterzubringen. Noch schlimmer war es bei „Gewissensnot". Auf Plakaten, Dias und im Programm stand erfreulicherweise zum erstenmal der Vermerk: „Auf Breitwand!" Dann kam die Kopie und damit der Reinfall. Auf Startband, Aktkarton und Kopienbegleitkarte kein diesbezüglicher Hinweis. Bei der Vorführung erlebt man dann die nächste Überraschung: der Titelvorspann war so schlecht gestaltet, daß er ebenfalls nicht in das kaschierte Bildfenster paßte. Also heißt es dann eben Bildstrich hoch, Bildstrich runter. Deshalb eine weitere Bitte an Progress: entweder Breitwandwerbung und zugelassene Kopien oder gar nichts.

An die Autogrammsammler

Wir möchten noch einmal im Namen unserer Schauspieler darum bitten, daß den Autogrammbriefen nach Möglichkeit ein Foto des Schauspielers und ein frankierter Briefumschlag mit der Adresse des Autogrammsammlers beigelegt werden. Den Schauspielern ist es sonst oft nicht möglich, allen Wünschen gerecht zu werden.

Eine Ausnahme — hinsichtlich der Frankierung — bilden Autogrammbitten, die an ausländische Schauspieler gerichtet sind. Wie wir erfahren, werden bsp. nach Frankreich oft Briefmarken der DDR eingelegt. Das ist zwar sehr freundlich gemeint, hat aber in diesen Fällen wenig Sinn. In keinem Land werden die Briefmarken eines anderen Landes abgestempelt. So bleibt also dabei nur der Weg, auf das Interesse und die Freundlichkeit des betreffenden Schauspielers, bzw. seiner Filmgesellschaft zu rechnen.

In 80 Minuten um die Erde

Kurz vor Silvester ist der FILMSPIEGEL noch in die Lage versetzt worden, mit einer echten Sensation aufzuwarten. Der Amateurbastler I. F. A. Horch, der schon die schnittige Karosserie für den P 70 entwarf, überließ uns seinen ersten selbstkonstruierten Super-Sputnik. Mit der Rakete startete pünktlich 13.00 Uhr MEZ ein Sonderredakteur zu einer Blitzreise um die Erde. Der Zweck war, sich an einigen Brennpunkten der Flimmerwelt umzutun.

Zur gleichen Zeit stieg ein anderer Mitarbeiter unserer Zeitschrift in die S-Bahn Berlin, Friedrichstraße, um sich in Babelsberg über die Vorhaben der DEFA zu informieren (siehe auch S. 6/7).

Warschau, 13.04 Uhr, Funkspruch: Erstes Ziel meiner Reise erreicht. Über den Ateliers die Atmosphäre etwas undurchsichtig. Nur ab und zu Sicht auf „Kanäle" und „Männer auf

---

Redaktion und Beirat danken für die vielen guten Wünsche, die uns zur Jahreswende übermittelt wurden. Wir wünschen allen unseren Lesern ein frohes neues Jahr, Gesundheit und viel Erfolg.

Schienen". Das reichte doch aber nicht.

Inzwischen hatte unser S-Bahn-Reporter den Lehrter Bahnhof erreicht.

Moskau, 13.10 Uhr, Funkspruch: Herzlicher Empfang bei MOSFILM. Man hatte dort noch keinen FILMSPIEGEL-Redakteur gesehen. Weder im Erfahrungsaustausch der Zeitschriften noch als Mitglied irgendeiner Filmdelegation. „Wie wäre es denn im neuen Jahr?" wurden wir gefragt. Ich fand es richtig und wichtig. — Bitte schon einige Seiten für 1958 reservieren. Und die Pässe einzureichen. Wenn niemand bei uns was dagegen hat...

Inzwischen hatte unser S-Bahn-Reporter die Station Bellevue erreicht.

Peking, 13.31 Uhr, Funkspruch: Der weltbekannte China-Reisende Harald Hauser, der heute bereits in einem Atemzug mit Columbus, Vasco Gama und Marco Polo genannt wird, arbeitet an einer deutsch-chinesischen Co-Produktion mit dem Titel: „Ich entdeckte das Reich der Mitte — links". Die DEFA hat Haha, wie sein Name im Chinesischen lautet, darin die Rolle eines Dichters angeboten.

Inzwischen hatte unser S-Bahn-Reporter die Station Tiergarten passiert und den Bahnhof Zoo erreicht.

Hollywood, 13.38 Uhr, Funkspruch: Interviewte den Produzenten des biblischen Monstrefilms „Die zehn Gebote". Besonderer Trick in diesem Streifen: auf eine Handbewegung des Hauptdarstellers hin teilen sich die Fluten des Meeres, auf eine zweite hin schlagen sie über den bösen Ägyptern zusammen. Produzent plauderte, daß er überlege, ob er nicht die Explosion des amerikanischen Satelliten noch in den Film einbauen solle. Leider sei das Pentagon dagegen.

Inzwischen hatte unser S-Bahn-Reporter die Stationen Savignyplatz und Westkreuz erreicht.

Minton, 13.45 Uhr, Funkspruch: Bin in diesem texanischen Nest zwischengelandet. Wollte sehen, welche Filmkost die Babbits vorgesetzt bekommen. Ging ins Tageskino. Streifen wie folgt: Höhnisch grinste Jonny McCrae. Erbleichend wichen die Gäste zurück. Der Wirt verkroch sich hinter die Theke, von wo er sofort mit Greanice & Co., dem wohlstrenommierten Beerdigungsinstitut des Wildwest-Städtchens, telefonierte. Denn für jede Leiche in seinem Laden bekam er Provision.

Dem Fremden, der als einziger auf seinem Platz geblieben war, gerann das Blut in den Adern. Wie ein hypnotisierter Hering starrte er auf Jonny. Der schoß, und der Fremde sank vom Stuhl.

Und warum war der Fremde gestor-

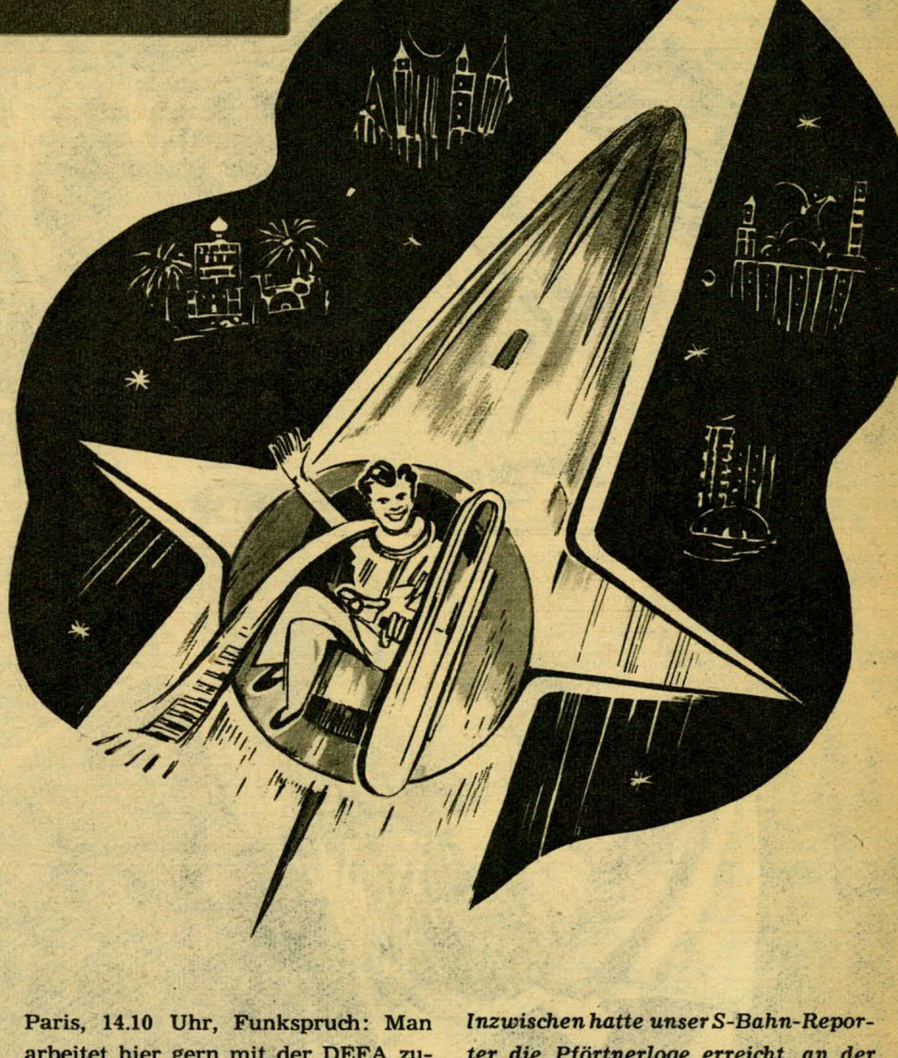


ben? Er hatte — so sind nun mal die Agenten im USA-Film — die letzte Nummer der „Prawda" verlangt.

Inzwischen hatte unser S-Bahn-Reporter die Station Nikolassee erreicht.

Rom, 14.04 Uhr, Funkspruch: Begegnete in Cinécitta Vittorio De Sica. Er erklärte mir, daß er Ambitionen habe, in Berlin „Liebe, Brot und sozialistischer Realismus" zu drehen. Endlich mit Brigitte Krause in einer Hauptrolle.

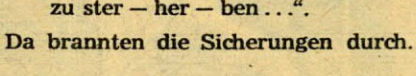
Inzwischen hatte unser S-Bahn-Reporter Wannsee passiert und den Bahnhof Griebnitzsee erreicht.



Paris, 14.10 Uhr, Funkspruch: Man arbeitet hier gern mit der DEFA zusammen. „Sehen Sie, das ist doch so", sagte mir einer der maßgeblichen Männer, „wenn wir mit anderen Ländern Co-Produktionen aufziehen, dann wollen die natürlich auch eigene Darsteller in Hauptrollen sehen. Diesen Ehrgeiz hat die DEFA Gott sei Dank nicht und deshalb..."

Inzwischen hatte unser S-Bahn-Reporter Babelsberg erreicht und sich auf den Weg zu den Studios gemacht.

Geiselgasteig, 14.15 Uhr, Funkspruch: Kam gerade zur letzten Szene von „Der alte Mann und das Heer". Konrad, ein seniler Held, tanzt mit einer keuschen, aber vorschriftsmäßig gekleideten Wehrmachtshelferin (Romy Schneider) den umwerfenden „Landser-Calypso".



„Es ist so schön, es ist so schick,
für die Bundesrepublik — blik — blik
zu ster — her — ben...".

Da brannten die Sicherungen durch.

Inzwischen hatte unser S-Bahn-Reporter die Pförtnerloge erreicht, an der vorbei es in die heiligen Hallen der DEFA führt.

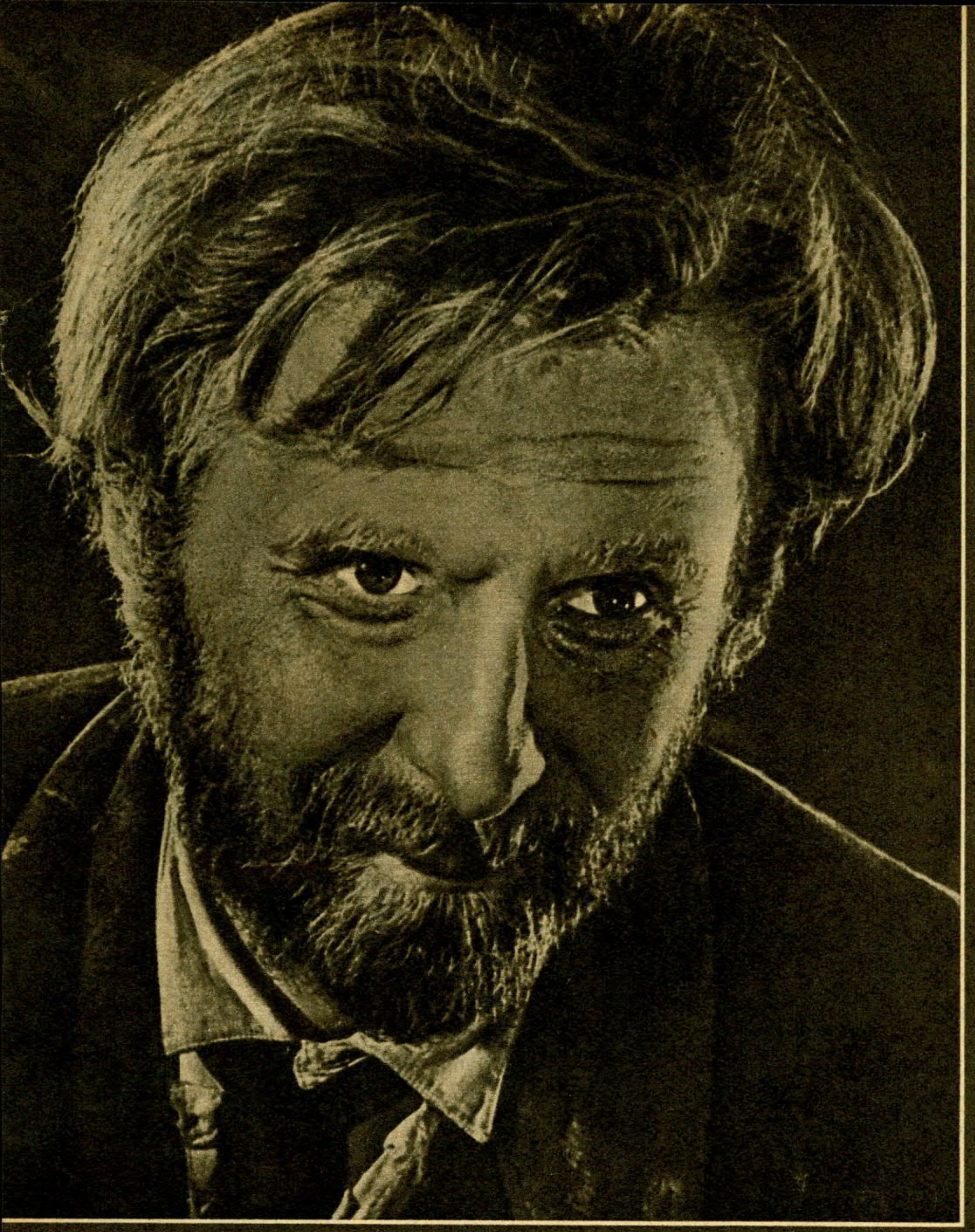
Babelsberg, 14.20 Uhr, Funkspruch: Welch eine Freude. Traf meinen Kollegen, als er gerade den Passierschein in Empfang nehmen sollte. Das dauerte ein Weilchen, so daß wir genügend Zeit für ein Gespräch hatten. „Donnerwetter", staunte ich, „das ist aber ein Tempo von dir. Schon jetzt im Atelier... Wo ich doch erst einmal um die Erde bin."

Er lächelte herablassend: „Du mit deinem Sputnik..".

K. Klaus



Zeichnungen: Alfred Will



W. Newsorow und L. Gaidai sind die Regisseure des Films „Der weite Weg" mit S. Jakowlew. Der Streifen entstand nach der gleichnamigen Erzählung des Dichters Wladimir Korolenko.



Nach einer Erzählung A. Kuprins entstand der Film „Das Duell". Irina Skobzewa und A. Popow verkörpern die Hauptrollen. Aram Chatschaturjan komponierte die Musik des Films.



Alexej Tolstois große Trilogie „Der Leidensweg" wurde unter der Regie G. Roschals verfilmt. In der Rolle des Ingenieurs Telegin sehen wir W. Medwedjew, als Dascha N. Wesselowskaja.

Der weite Weg

In Kürze wird der Film „Der weite Weg" in unseren Filmtheatern zu sehen sein. Er ist nicht der einzige, der nach literarischer Vorlage entstand. Es sei nur an „Die Mutter" nach Gorki, „Der Revisor" nach Gogol und an „Der letzte Schuß" nach Lawrenjew erinnert. Als ganz großes Projekt plant die sowjetische Filmkunst Leo Tolstois Werk „Krieg und Frieden" zu verfilmen, das zu seinem 50. Todestage gezeigt werden soll. Die anderen angeführten Filme zu Ehren des 40jährigen Bestehens der Sowjetunion geschaffen, werden hoffentlich auch nicht mehr lange auf sich warten lassen.



Die bei uns bereits aus anderen Filmen bekannte Schauspielerin T. Konjuchowa spielt unter Wladimir Bassows Regie in „Frühe Freuden", der nach Konstantin Fedins Roman gedreht wurde.



„Ein ungewöhnlicher Sommer" ist die Fortsetzung von „Frühe Freuden" und führt uns in das Jahr 1919, als Moskau von den Armeen der Interventen und weißen Truppen bedroht war. In den Hauptrollen V. Korschunow und I. Jakolew.

Fotos: Sovexport



Der weltbekannte Roman Michail Scholochows „Der stille Don" wurde von S. Gerassimow verfilmt. Elina Bystrizkaja spielt die Rolle der Aksinia, der Frau Stepan Astachows.